
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 111. Bromberg, den 17. Mai 1929

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(15. Fortsetzung.)

„Bitte ihn, selbst zu uns zu sprechen!“

„Dolores kann es nicht. Wenn ich Dolores verließe, würde es sie erschrecken. Auch Wasser ist da . . .“

„Bleib' hier, Marie! Bitte ihn, mit dir zu sprechen!“

„Er sagt, daß einer unter euch ist, der seinen Namen trägt, aber nicht ganz . . . Hier ist auch ein anderer, der jenen her brachte . . .“

„Ah!“ wisperte Drakenborch. „Und nun — Marie, kannst du seinen Namen nennen?“

„Sag' es uns, Marie! Sprich ihn aus!“

„Es ist . . . Erik . . . Nein, komm mir nicht näher, ich will nicht . . .“

Die klagende Stimme brach. Das Medium regte sich, und die Stimme ertönte näher und ruhiger

„Warte! Sprich jetzt nicht. Er ist nicht böse, aber sehr ungeduldig. Erik Vriesman Reynold. Das ist es, was er sagt, das ist der Name. Erik Vriesman Reynold.“

Drakenborch atmete laut und keuchend.

„Aber das ist nicht alles, Marie! Er will, daß du uns einen Gruß und eine Botschaft überbringen sollst.“

„Ja, ja . . . er sagt, eine Botschaft für die beiden, die seinen Namen tragen.“

„Sie sind hier.“

„Er sagt, daß sein Schiff hier — draußen — im Herbststurm untergegangen ist . . . Er sagt, daß er starb, bevor er seinen Bruder zu sprechen vermochte . . . . Er sagt, daß ein Unrecht geschah, weil er sich nicht sterbend seinem Bruder anzuvertrauen vermochte, oder einem anderen Menschen.“

„Ein Unrecht! Hier?“ rief der alte Reynold aus, und Drakenborch wiederholte die Worte.

„Nein, nicht hier . . . Jenseits des Meeres.“

„Ah, in Demerara? Ein Unrecht gegen seine Erben in Schweden?“

„Er sagt, es wäre ein großer Irrtum gewesen. Er sagt, daß er keine Erben in Schweden hat.“

Reynold fuhr zusammen.

„Still!“ flüsterte Drakenborch. „Wieso, Marie? Keine Erben in Schweden?“

„Er sagt, er habe eine Tochter gehabt . . . in Demerara . . . Eine Tochter . . . Miriam . . . Als er umkam, war sie sechzehn Jahre alt.“

„Eine Tochter?“ Erik, den diese Worte auch überrascht und erschüttert hatten, sah, daß sein Vater eine Hand wie geblendet vor die Augen hielt. Die Stimme fuhr fort:

„Ja, eine Tochter . . . Miriam . . . Er sagt, als er nicht wiedergekommen sei, habe das Erbschaftsgericht Vormünder ernannt. Aus Holland kam die Meldung, daß sein Schiff mit der ganzen Mannschaft und Ladung verschwunden wäre. Diese Vormünder waren Schurken, und die Plantagen gingen für Miriam verloren. Sie erhielt nichts . . . Er sagt, er könne keinen Frieden finden, weil er fort mußte, ohne seinem Bruder etwas von Miriam zu sagen . . .“

„Bitte ihn, mehr von ihr zu erzählen!“

„Er sagt . . . Miriam heiratete mit neunzehn Jahren, und nur ihre Nachkommen hätten ein Recht auf die Erbschaft.“

Es blieb lange still. Reynold hielt die Augen immer noch mit der Hand verdeckt, aber plötzlich blickte er das Medium und dann Drakenborch an.

„Wie soll ich wissen, ob das die Wahrheit ist?“ fragte er barsch.

Drakenborch machte eine Handbewegung, als ob er sagen wollte, daß er auf eine solche Frage keine Antwort zu geben vermöchte.

Gleichzeitig wand Dolores sich krampfhaft in ihrem Sessel, und die Stimme sprach:

„Es gibt hier Seelen, die zweifeln, weil sie von bitterer Enttäuschung erfüllt sind. Ist es ein Beweis, nach dem sie verlangen? Er sagt, ihnen werde ein Beweis dafür gegeben werden, daß es Erik Vriesman Reynold ist, der durch mich . . . durch Marie gesprochen hat . . .“

„Ja,“ murmelte Drakenborch, „das ist es, was wir wünschen.“

„Er sagt . . . ein Jahr vor seinem Tode habe er Bernhard Reynold eine kleine Malerei auf Elfenbein geschickt, ein Porträt, das ihn darstellt . . .“

„Vriesmans Porträt?“ sagte Reynold. „Davon weiß ich nichts.“

„Er sagt . . . es sei noch da . . .“

„Auf Jägarö?“ wisperte Drakenborch. „Weiter! Weiter!“

„Ja, auf Jägarö in einem Zimmer mit vielen Büchern. Dort befindet sich das Porträt.“

„Das genügt nicht. Er muß sagen, wo?“

Dolores bewegte sich krampfhaft, ihr schneeweißes Gesicht verzerrte sich.

„Unter den Bücherborden sind tiefe Schränke . . . Nein, ich kann nicht mehr . . . In der Ecke am letzten Fenster . . . acht, zehn, zwölf Bände in eine Reihe . . . das Bord . . . . im Schrank darunter . . . liegt das Miniaturbild. Es hat einen schmalen Goldrand . . . aus Elfenbein . . . auf der Rückseite sind die Buchstaben E. V. R. eingeritzt . . . Sucht im Schrank, wie er euch gebietet . . . Da liegt . . . der Beweis . . . .“

Dolores schrie laut auf. Drakenborch sprang empor und beugte sich über seine Tochter. Er schlug sie sachte auf die Hände und strich ihr über die Stirn.

„Wach' auf! Es ist nicht gefährlich. So . . . so! Es ist zu Ende, wir fragen nicht weiter. Nein, Dr. Mauritz, es ist nicht nötig . . .

Nur ein wenig Wasser, Colt! Sie schlägt schon die Augen auf . . . está bueno!“

Das schlaff über die Stuhllehne gesunkene Mädchen richtete sich auf und sah sich verwundert im Kreise um. Sie schien nicht gleich zu begreifen, was geschehen war. Dann aber lächelte sie.

„Wie ging es?“ fragte sie mit ihrer natürlichen Stimme.

„Eine famose Séance!“ rief ihr Vater begeistert aus, verstummte dann aber jäh, als sein Blick auf den ganz allein am Tisch sitzenden Reynold fiel. „Ach, Herr Reynold, ich möchte dennoch wünschen, es wäre nie geschehen. Die Wahrheit ist nicht immer unsere Freundin. Sie kann uns auch mit Schwertern schlagen.“

„Ich kämpfe nicht gegen die Wahrheit“, versetzte Hugo Reynold und stand auf, „aber ich will ihr ins Auge sehen. In diesem Fall ist es leicht festzustellen, wie es damit steht. Ich schlage den Anwesenden vor, mich heimzubegleiten. Dann wollen wir sehen, ob Vriesmans Porträt da ist.“

„Das wollte ich auch gerade vorschlagen", sagte Drakenborch. „Und wenn wir's finden, amigo . . . Werden Sie das als Beweis dafür anerkennen, daß Vriesman selbst gesprochen hat?"

Reynold stützte sich mit der Hand gegen den Tischrand.

„In dem Fall werde ich zugeben, daß es ein bindender Beweis ist', erwiderte er matt. „Vollkommen bindend, so weit ich es beurteilen kann. Keiner von uns allen konnte etwas von dem Porträt ahnen. In unseren Familienpapieren steht nirgends ein Wort davon. Ja, es wäre wirklich ein zwingender Beweis. Gehen wir also!"

IV.

So wanderten denn alle, bis auf Dolores, zu den Booten hinunter.

„Meine Tochter bittet, sie entschuldigen zu wollen", sagte Drakenborch. „Sie ist müde."

„Das begreife ich!" erklärte Wallion. „Hoffentlich veranstalten Sie nicht oft solche Sitzungen?"

„Nein, und so stark wie heute sind die Kräfte nicht oft. Das merkten Sie wohl auch, Dr. Mauritz?"

„Ja, ich war ganz verwundert über die Kräfte, die h i e r ihr Spiel treiben."

„Ah, Sie sind also bekehrt?"

„O nein, ich zweifelte schon vorher nicht daran."

Die beiden Motorboote glitten nebeneinander, von Colt und Wallion geführt, nach Jägarö hinüber.

„Bringt Lampen nach der Bibliothek!" rief Reynold dem alten Tobias zu, als sie das Haus betraten. Der alte Diener gehorchte mit erschrockener Miene, und aller Augen richteten sich sofort auf die Ecke hinterm Schreibtisch, wo sich zwei breite und hohe Regale an der Fensterwand und im rechten Winkel dazu befanden. Sie waren voll von altertümlichen Büchern, aber mitten auf einem Bord standen gleich stummen Zeugen zwölf große, braune Bände.

„Mir scheint, das spricht sehr für den Beweis", bemerkte Drakenborch.

Der Schrank unterm Regal war tiefer als die Borde, und als Erik ihn hastig öffnete, zeigte es sich, daß er mit den verschiedensten Sachen angefüllt war.

„Man darf doch wohl annehmen, daß alles das dort nicht seit zwei Jahrhunderten unberührt dringelegen hat", sagte der Journalist.

„O nein, sogar die Regale sind lange nicht so alt", erwiderte Reynold, „aber wie Sie sehen, ist es einer von den Gerümpelwinkeln, die in keinem alten Haus fehlen. Ich weiß kaum, ob ich den Inhalt jemals gründlich durchgesehen habe. Hast du's vielleicht getan, Märta?"

„Nein, darin aufzuräumen, hielt ich für ein hoffnungsloses Beginnen."

Erik erinnerte sich, daß er als Kind manchmal in den Schrank hineingeguckt hatte, aber er enthielt viel, was er nie gesehen hatte. Hier hatte man offenbar seit hundert Jahren eine Menge Sachen hineingeworfen, die man nicht mehr brauchen konnte: Altes und Neues in buntem Durcheinander. Als er und Wallion nun begannen, all diese Dinge herauszuholen nud auf Tischen, Stühlen und Teppich auszubreiten, schien es erst, als ob der wirre Inhalt sich gar nicht verringerte.

Da kamen Haufen zerfetzter Bücher, eine chinesische Vase, eine Steinschloßpistole, Kasten voll künstlicher Blumen, ein braungerauchter Meerschaum-Pfeifenkopf, Zeitschriften, eine Sanduhr und hunderterlei andere altertümliche Dinge zum Vorschein, und immer noch mehr.

Wallion ging methodisch zuwege.

„Das kann noch Stunden kosten!" rief Erik aus.

„Nein", entgegnete der Journalist seelenruhig, „ich sehe es schon."

Er fuhr mit dem Arm hinein, schob einen Bücherstapel und einen Zinnbecher beiseite und überreichte Reynold einen kleinen Gegenstand.

„Da ist das Miniaturbild."

Alle drängten sich an Reynold, der ein kleines Porträt in schmalem Goldrahmen in seiner leicht zitternden Hand hielt. Es war das Bild eines Mannes von mittleren Jahren mit vollem, breitem Gesicht, dicken Lippen und gebietenden Augen. Er trug eine Perücke und die Tracht des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Herrenmensch, ein Mann, der es gewohnt war, zu befehlen.

„Vriesman?" flüsterte Reynold. Er drehte das Porträt um und gewahrte die schwach eingeritzten Buchstaben E. V. R. in der vergilbten Elfenbeinplatte. „Es ist also wahr . . . und auch das andere . . ." Er sank auf den Schreibtischstuhl nieder und starrte vor sich hin.

Drakenborch stand da, als ob er den Blick nicht von dem Miniaturbild abzuwenden vermöchte.

„Ja, das ist der Beweis", murmelte er. „Einen solchen Beweis hab' ich noch nie erlebt. Aber es ist jetzt nicht an der Zeit, darüber zu sprechen. Gute Nacht!"

Er verließ das Haus, gefolgt von Colt, der die ganze Zeit über kein Wort gesprochen hatte.

Erik legte die Hand auf seines Vaters Schulter, und dieser warf das Miniaturbild auf den Tisch.

„Ich mag es nicht sehen!" sagte er.

„Dann gestatten Sie mir vielleicht, es an mich zu nehmen?" fragte Wallion. „Es könnte doch von Interesse sein, es von einem Kenner taxieren zu lassen."

„Meinetwegen gern", erwiderte der alte Herr. „Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Doktor, aber mir macht es jetzt nichts aus."

Er murmelte „Gute Nacht" und verließ das Zimmer.

„Für ihn ist es eine Katastrophe", sagte Erik leise.

Wallion betrachtete die Miniatur genau und verwahrte sie dann in seiner Brusttasche.

„Du mußt zu ihm hineingehen, sobald ich fort bin", sagte er.

„Überrede ihn, nicht allzuviel über das Geschehene nachzudenken."

„Aber was kann ich sagen?"

„O, du kannst z. B. die Frage aufwerfen, ob noch Nachkommen von jener Miriam am Leben sind. Meine Ansicht über diese Séance kann ich dir erst morgen mitteilen. Nun muß ich fort."

„Jetzt?! Du fährst noch heute abend nach Furusund?"

„Ja, es ist noch nicht zehn, und in meinem Boot brauche ich dazu knapp zwei Stunden."

„Aber — wann kommst du wieder?"

„Morgen nachmittag." Wallion sprach kurz und schroff, aber plötzlich lachten seine Augen Erik und Märta an. „Ihr könnt an mich glauben, obwohl ich mich nicht in Trance befinde, nicht wahr? Mir ahnt, daß Seburg morgen kein Wrack finden wird, aber laßt euch dadurch nicht beunruhigen! Gute Nacht!"

Das ist nicht möglich.

I.

Am Sonnabend verkündete ein dumpfes Gestampf, daß Seburgs Taucherboot an der Brücke anlegte. Erik hatte kaum noch an Seburg gedacht, denn er hatte den ganzen Morgen bei seinem Vater gesessen und sich bemüht, ihm Mut einzureden. Aber der alte Herr war matt und verzagt.

„Mit meinen Hoffnungen ist es aus, Erik", sagte er. „Zweihundert Jahre lang hat unsere Familie diesem Traum nachgejagt. Nun ist es aus damit." Er wollte auch nicht ausgehen. Der Himmel war bedeckt, und bei dem östlichen Wind nahm das Meer eine graue Farbe an.

„Da bin ich!" rief Seburg, der auf dem breiten, niedrigen Schiff stand und Erik erwartete. „Komm und zeige uns, wo die Sache vor sich gehen soll."

„Dies ist unser bester Taucher", fuhr er fort, als Erik an Bord kam, und deutete auf einen großen, blauäugigen Mann, der ruhig vortrat und grüßte.

Gleich darauf pochte der Motorprahm, der ein kleines Boot hinter sich herzog, langsam durch den Sund, bis die Kajüte in Sicht kam.

„Hier irgendwo soll das Wrack laut alten Papieren und Überlieferungen liegen", erläuterte Erik.

„Hm, hier ist der Sund nach meiner Schätzung etwa 400 Meter breit, und seine Länge wird wohl 1500 betragen. Das Areal läßt sich bald absuchen."

Der Anker fiel."

„Tiefe 15", sagte der Taucher Johnsson. „Soll ich mich bereit machen?"

„Ja, wir wollen keine Zeit verlieren."

Erik wartete noch, bis zwei Leute Johnsson in seine Tauchertracht hineinhalfen, und ruderte erst ans Land, um zu seinem Vater zurückzukehren, als der Kupferhelm im Wasser verschwunden war.

„Komm doch mit herunter, Vater", bat er.

„Ach, wozu?" erwiderte der alte Herr. „Die ganze Sache hat ja keinen Sinn mehr."

„Nur weil eine Stimme behauptete, daß Vriesman eine Tochter hinterlassen hat?"

„Die Stimme sprach die Wahrheit, Erik."

„Mag sein! Aber ich verlange greifbarere Beweise!"

„Das Miniaturbild hat den unbestreitbaren Beweis geliefert. Ich habe mir die Sache überlegt. Es steht fest, daß vorgestern abend niemand aus Hamra die Bibliothek betreten hat, und um sich den Inhalt des Schranks anzusehen, haben sie erst recht keine Gelegenheit gehabt. Nein, irgendwelche Mogelei war nicht möglich!"

„Aber findest du es nicht sonderbar, daß du das Miniaturbild noch nie gesehen hast?"

(Fortsetzung folgt.)

Der „rote Daumen" und der „grüne Nabel".

Eine chinesische Piratengeschichte von **Alfred Manns.**

Der chinesische Händler Him Lund war ein hoch angesehener Mann in Singapore, allwo er eines der schönsten Häuser des Chinesenviertels bewohnte. Aber alles Irdische ist vergänglich, und Him Lunds Reichtum war es auch.

Die Sultane von Borneo stellten nämlich fest, daß sie durch Him Lunds letzte Sklavenlieferung furchtbar über die allerhöchsten Ohren gehauen worden waren.

Him Lund hatte keinen Absatz mehr für seine Ware, denn Celebes paßte ihm nicht. Wem paßt überhaupt Celebes?

Nun, in Singapore, das muß man wissen, liegen für jeden Chinesen, die guten, wenn auch nicht just die ehrlichen Geschäfte auf der Straße. Man hörte nun in der Folgezeit über Him Lund die abenteuerlichsten Sachen, nachdem er nämlich aus seinem prächtigen Hause verschwunden war unter Zurücklassung eines schmierigen Hüters Fi Lu.

Him Lund hatte sich unter die Seeräuber begeben.

Allerdings ist in Singapore jeder dritte Chinese ein Seeräuber. Sonderbar war, daß zu dieser Zeit eine bislang unbekannte Piratenbande auftauchte, nämlich der „grüne Nabel", und daß der „rote Daumen", der in den gesamten Straits die halbe Konzession zum Schmuggeln und Plündern, vor allem aber zum Handel mit Expressungen besaß, die Konkurrenz mitsamt Him Lund nicht einfach abwürgte.

Und dem „roten Daumen" ist nichts unbekannt, was zum Handwerk gehört, sicher auch nicht der Aufenthalt Him Lunds. Aber man hörte nicht, daß in Singapore seitdem mehr als die gewohnten zehn Morde täglich vorkamen.

Das war der Polizei unheimlich. Sie untersuchte die täglichen Leichen gründlicher, fand aber überwiegend an ihnen nur rechtskräftig das alte gute Seeräuberrecht vollstreckt, das heißt: „Weißt du jemanden, der etwas besitzt und uns keinen Tribut zahlt, so stich ihn nieder und nimm, was uns zukommt."

Und trotzdem, der „grüne Nabel" wurde bald sehr ausgiebig neben dem „roten Daumen" genannt.

Die Zeichen aber zwischen zwei Leuten vom „grünen Nabel" waren folgende: A bohrt mit dem rechten kleinen Finger im linken Nasenloche, rülpst leicht und pflückt sich mit der linken Hand eine Laus von der Jacke, es ist immer eine da. Dabei sagt er: „Komm mit mir Tee trinken, ehrwürdiger Gönner." — B schaukelt mit dem linken Ringfinger im linken Ohr, spuckt in die rechte Hand und spricht: „Möge es dir zum Segen gereichen, erhabener Großvater und Enkel eines Mandarinen ersten Grades."

Der englischen Polizei, die sich mit dem „roten Daumen" abgefunden hatte, indem sie ihn als höhere Gewalt anerkannte, war nicht sofort geneigt, dieses auch hinsichtlich des „grünen Nabels" zu tun. Der Kommissar Bighead begab sich zu Shu Fet, dem Präsidenten des roten Daumens: „Gesegnet sei dein Weg. O, Shu Fet, mögest du mit den deinen immer vor Feinden bewahrt bleiben", begann der Beamte.

„Heil und Glück über deine sämtlichen Urgroßväter, die Kaiser in deinem Lande waren. Um mich und die meinen brauchst du dich nicht zu sorgen. Feinde haben wir nicht, und wenn schon, dann nicht lange." Hier lächelte Shu Fet so milde, wie eben nur ein Piratenhäuptling lächeln kann.

„So, hm, da erzählt man heute in Chinatown, zwei schwer beladene Dschunken sind vom „grünen Nabel" gekapert."

Shu Fet kniff das eine Auge zu. „Der Himmel wird sie strafen, die Verbrecher, oder sonst fange du sie. Mir und den meinigen haben sie noch nichts getan. O, du zukünftiger Großvater von göttergleichen Enkeln."

Nach diesem erfolglosen Interview faßte man die Sache von einer anderen Seite an. Alle Fäden liefen sonderbarerweise nach der Villa Him Lunds und dem Hüter Fi Lu. Den faßte nun Bighead ganz anders an. „Du Enkel einer Laus und Großvater einer Kloake, wirst du mir freiwillig sagen, wer die Häupter des „grünen Nabels" sind und wo sie sich aufhalten?"

„Großmächtiger Gönner", entgegnete Fi Lu zitternd, „sei mir armem Kuli gefällig und lasse mich nicht köpfen. Him Lund könnte dann auch glauben, Eure Exzellenz wollten ihm nicht wohl, und es gibt so viele schlechte Kulis hier, die ein Messer besitzen, und Eure Exzellenz haben einen Bauch."

Bighead bekam einen bitteren Geschmack und zog auch hier ab. Kein Mittel gab es gegen diese Banditen, denn selbst wenn die Engländer, Holländer und Portugiesen einfach jede Dschunke in Grund geschossen hätten, so würden zwar einige unschuldig vernichtet sein; es würden aber immer noch Tausende von Dschunken übrig bleiben.

In der Folgezeit vermehrten sich die Gerüchte über Untaten des „grünen Nabels".

Eines Tages stand der schmierige Fi Lu vor dem Großkaufmann Wum Ta. Dieser war ausnahmsweise kein Seeräuber, sondern ein ehrlicher Kaufmann, der selbständig ohne Hilfe des „roten Daumens" Opium schmuggelte, doch bezahlte er für diese Konzession natürlich einen erheblichen Tribut. „Wo kommst du her? Du Neffe eines Warzenschweins." So redete Wum Ta den Fi Lu an.

Der lächelte geschmeichelt, berührte mit der Stirn die Erde und erwiderte: „Heute wird gemeldet, daß der „grüne Nabel" die Dschunke „Sonne von China" zerstört hat."

„Sie gehört nicht mir, und ich kenne sie nicht im geringsten."

„Wohl, wohl, o, du Segenspender der Armen, aber das „Auge des Drachens" liegt auch auf dem Meeresgrunde, und die Mannschaft haben die Haie gefressen."

„Auch dieses Schiff geht mich nichts an, du Oheim eines Mistkäfers", entgegnete Wum Ta, nun etwas weniger zuversichtlich, denn er begann in Fi Lu den Träger einer Mission zu wittern. Diese Überlegung kam ihm ganz plötzlich, und ebenso schnell änderte er seinen Umgangston. „Was führt dich zu mir, du Sohn eines hochgestellten Beamten?"

„O, erlauchter Gebieter, es laufen morgen einige deiner Schiffe nach Makasdar, nach Port Swethenham und Ponang. Erhabener Wohltäter, mich treibt die Sorge her um die Schiffsladungen, welche die Götter schützen mögen, wenn es auch auf die Besatzung nicht ankommt."

„Meine Schiffe sind fest, o Freund der Reinlichkeit, und vom „roten Daumen" habe ich einen Paß."

Fi Lu hockte auf der Matte, wackelte tief betrübt mit dem Kopf, von dem er sich eine Laus abkniff. Schließlich erhob er sich. „Von Herzen schmerzt mich dein Verlust, auch die Besitzer der „Sonne von China" und vom „Auge des Drachens" wollten sich nicht warnen lassen vor Him Lund und dem „grünen Nabel".

Nun erst begriff Wum Ta vollständig: Die menschenfreundliche Warnung Fi Lus bedeutete eine weitere Besteuerung des Opiumhandels um mindestens fünfzehn Prozent. Wun Ta ertrug das mit Würde, denn die Nachfrage nach dem stärkenden Mittel war so erheblich, daß er sofort beschloß, 20 Prozent Bananenmehl durchzukneten und außerdem die Preise um 20 Prozent zu erhöhen. Ein wirklich guter chinesischer Kaufmann weiß selbst einem geschäftlichen Unglücksfall eine günstige Wendung zu geben. Nach längerem Feilschen erhielt Wum Ta einen Freibrief auch vom „grünen Nabel" mit der eigenhändigen Unterschrift Him Lunds.

Von Wum Ta begab sich Fi Lu zu den Großhändlern Ha Tschi, von dem zu Lu Tschan und so weiter.

Him Lund aber begnügte sich nicht mit einem einzigen Geschäfte. Für einen gewitzten Chinesen kommt außer Seeraub selbstverständlich nur der Opiumhandel in Frage.

Die Sache florierte, denn Him Lund mischte seine Ware nicht mit Bananenmehl, sondern mit Birma-Tabak, das fällt nicht so auf.

Nach einem halben Jahre erschien Him Lund bei dem Haupt des „roten Daumens" in Singapore, der ihm sonderbarerweise nicht den Hals hatte abschneiden lassen. Him Lund bezahlte Freibriefe für zwei Opium-Schmuggeldschunken nach Borneo und lieferte auch den vereinbarten Anteil an den neuerlichen Erpressungen Wum Tas und der anderen ab.

Gleichzeitig wurde der „grüne Nabel" liquidiert, was um so weniger Schwierigkeit bot, als es diese Piratenorganisation überhaupt nicht gegeben hatte, ebenso wenig die von ihr gekaperten und vernichteten Schiffe, „Sonne von China" und hundert andere.

Der „grüne Nabel" war eine Zusatzerpresserei im Rahmen des „roten Daumens" ohne jegliche Eigenbetätigung gewesen. Die klug durchgearbeiteten Pläne waren von Shu Fet gebilligt, und die Anteile hatte er bestimmt.

Frühlingstag.

Dieser Tag trägt sein Gewand
Stolz mit Gold und Blau verbrämt.
Er verschenkt sich ungezähmt
Aus des Schöpfers Zauberhand.

So mit sonnigster Gebärde
Strömt er bunt sein Dasein hin.
Goldner Wochen Anbeginn,
Küßt er leis' den Leib der Erde.

Werner Grohmann.



Bunte Chronik



* **Heugabeln, die auf Bäumen wachsen.** Heugabelfabrikanten, welche die Absicht haben sollten, ihr Absatzgebiet auch auf das allmählich zur Ruhe gelangende China auszudehenen, kann nur dringend davon abgeraten werden, Vertreter dorthin zu entsenden, denn der chinesische Bauer fertigt die in der Landwirtschaft so notwendigen Dreizacke selbst an oder kauft sie zu einem Preis, mit dem der Europäer nicht konkurrieren kann. Die Natur liefert ihm nämlich das nötige Material in fast gebrauchsfertiger Form. Kilometerlang sind die Weiden und tiefliegenden Felder in Nordchina von Weidensträuchern gesäumt, die dem Uneingeweihten als einfache Hecken erscheinen. In Wirklichkeit sind es diese Weidensträucher, die dem chinesischen Bauern die Heugabeln liefern. Die jungen Schößlinge wachsen bis zu zwei Metern kerzengerade hoch. Dann treibt der Stamm zu beiden Seiten Äste, die mit ihm in einer Reihe stehen und einen regelrechten Dreizack bilden. Der Stamm wird abgeschnitten, geschält und unter ständigem Besprengen mit Wasser zwei Stunden lang im Ofen getrocknet. Dieses Verfahren macht die Äste geschmeidig. Dann werden die natürlichen Heugabeln zu je einem Dutzend in primitive Rahmen gespannt, die dem Stiel und den Gabelzinken die erwünschte gebogene Form verleihen. Nachdem die Gabeln sechs Wochen lang im Rahmen gelegen haben, werden sie als gebrauchsfertig verkauft.

*

* **Es gibt auch solche „Jugend von heute"!** In einer Zeit, wo man fast täglich Schülertragödien, Sexualprozesse und Selbstmorde von Jugendlichen erlebt, berührt es wohl doppelt erfreulich, daß sich die Unterprimaner eines Budapester Gymnasiums als — Förderer der nationalen Literatur betätigen. Die Jungen haben in der Schulbibliothek ein vergilbtes Manuskript aufgestöbert: ein 156 Jahre altes Werk aus dem Zeitalter der sogenannten „nationalen Erneuerung" Ungarns. Die durch und durch nationalen Schulbuben fanden, daß diese Arbeit (es handelt sich um ein Heldengedicht, das heute symbolisch zu bewerten ist) der großen Öffentlichkeit, insbesondere aber der heranwachsenden Generation, nicht vorenthalten werden dürfte, verzichteten das ganze Schuljahr hindurch auf ihr zweites Frühstück, schrieben das dicke Buch ab und versahen es mit zeitgemäßen Randbemerkungen. Sie lassen es jetzt in tausend Exemplaren drucken. Die Sparpfennige reichten gerade aus; die Primaner erhielten nicht einen Heller von ihren Eltern. Der altruistische „Verlag" der Primaner stellt sein erstes und letztes Verlagswerk den ungarischen Mittelschulen unentgeltlich zur Verfügung und ist mit Recht stolz darauf, eine Kulturarbeit geleistet zu haben.

*

* **Klarheit über Miltons Lebensgang.** Das Leben der großen englischen Dichter Shakespeare und Milton gibt der Literaturkunde immer noch zahlreiche Rätsel auf. Ein emsiger Forscher, der sich nicht scheut, gehörig in allerlei Kleinkram unterzutauchen, J. A. F. Halsall, hat jetzt zweifelfrei nachgewiesen, daß Milton in Chalfont St. Giles wohl gelebt hat, dort aber nicht geboren ist. Seine Wiege hat nach den Forschungsergebnissen Halsalls in der Bread-Street zu Cheapside gestanden. Seine Erziehung erhielt er in der St. Pauls-Schule und wohnte bis in seine Fünfziger Jahre, was bisher einigermaßen sicher bekannt war, in Chalfont St. Giles. Bestattet wurde der Dichter des „verlorenen Paradies" im Jahre 1674 in St. Giles zu Cripplegate. Die Miltonforschung hat mit diesen Ermittlungen wesentliche Fortschritte gemacht.

*

* **6000 Dollar auf einen Axthieb.** Einen glücklichen Schlag tat kürzlich Jacob Dunber, ein kleiner Grundbesitzer in Monstarsia, New Jersey. Er war damit beschäftigt, einen unbenutzt in einem Winkel des Hofes liegenden großen Holzklotz zu zerkleinern. Nach mehreren kräftigen Hieben sprang der Klotz plötzlich zerspalten auseinander, und aus ihm ergoß sich ein Regen von — Gold- und Silbermünzen. Damit enthüllte sich ein Geheimnis, das Dunber schon des längeren schwer zu schaffen gemacht hatte. Vor einigen Wochen war sein Vater ganz plötzlich infolge eines Schlaganfalls gestorben, ohne seinem Sohn noch verraten zu können, wo er sein im Laufe der Jahre zusammengespartes Kapital verborgen hatte. Auf der Bank war nichts. Er behielt alles Geld hübsch im Hause, in guten Dollar- und Fünfdollarstücken, die er der größeren Sicherheit wegen in einem geschickt ausgehöhlten alten Holzklotz, auf den niemand achtete, versteckt hatte. Niemandem, nicht einmal seinem Sohne, verriet er das Geheimnis, das nun durch einen Zufall entschleiert worden ist.

Lustige Rundschau



* **Er hat nicht gelogen.** „Was ist mit den zwanzig Mark, die Sie neulich borgten, Sie sagten, Sie würden das Geld nicht lange behalten!" — „Habe ich auch nicht, in einer halben Stunde war es weg!"

*

* **Ihre Auffassung.** „Würden Sie einen Idioten seines Geldes wegen heiraten, Fräulein Mimmi?" — „Ach Gott, Herr Meier, Ihr Antrag kommt so plötzlich!"

*

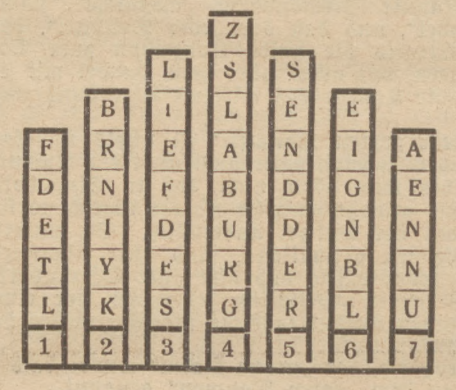
* **Kunstkenner.** „Aus was für einer Masse ist die Büste?" — „Konkursmasse!!"



Rätsel-Ecke



Säulen-Rätsel.



Von den 7 Säulen birgt jede einen Orts-Namen, der durch Umstellung der Buchstaben (innerhalb jeder Säule) zu finden ist. Sind die Ortsnamen die richtigen, so nennen die Grundfelder (1—7) eine von den gefundenen Ortschaften.

*

Buchstabenkreuz-Rätsel.

1	2
3	4

1, 2, 3 = quälender Zustand,
3, 2, 1 = Erdart,
3, 2, 1, 1, 4 = Gefäß,
3, 4, 1, 1, 4 = Teil der Scheune,
2, 3, 3, 2 = Name.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 105.

Fenster-Rätsel:

G	e	o	r	g
o				i
e	r	K	e	r
r		r		l
l		a		a
i		g		n
t		e		d
Z	a	n	g	e

*

Rätsel: Oper — Opfer.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.